

Respekt vor dem vorliegenden Werk bleibt das Fehlen dieses GermBen-Bandes bedauerlich: Er hätte, von vorneherein schon durch die redaktionellen Vorgaben der Reihe bedingt, sicher manchen in diesen Zeilen geäußerten Wunsch erfüllen und damit die HS in sinnvoller Weise ergänzen können.

Desungeachtet bleibt die Tatsache bestehen, daß die Benediktinerbände der HS, auch ohne diese Ergänzung, in ihrer vorliegenden Form ein grundlegendes Standardwerk geworden sind, das in vielen einschlägigen Fragen knapp, sachlich und kompetent Auskunft zu geben vermag. Die Bände sind für die Ordens- und die Schweizergeschichte gleichermaßen wertvoll und werden dies auch auf Dauer bleiben.

*Martin Ruf OSB*

*Schäftlarn*

*Barockes Fischingen.* Ausstellungskatalog zum Abschluß der Restaurierungsarbeiten am Kloster Fischingen 1980–1991 unter dem Patronat des Thurgauer Regierungsrates, hrsg. v. Verein Iddazell, Fischingen 1991. 390 S. mit zahlreichen Illustrationen.

Das kurz vor 1138 im Hinterthurgau vom Konstanzer Bischof Ulrich II. gegründete und mit Mönchen aus Petershausen besiedelte Benediktinerkloster Fischingen erlebte in den ersten Jahrzehnten einen wohl noch von der Reform begünstigten Aufschwung. Wenn auch genauere Quellen und Belege fehlen, so muß bis zum Jahre 1200 vermutlich mit etwa 150 Mönchen und rund 120 geistlichen Frauen gerechnet werden. Aber bereits 100 Jahre später ist der Konvent auf wenige Mönche zusammengeschumpft, und die Wirren der Reformation erloschen das gemeinschaftliche Leben gar für elf Jahre. Der Wiederbeginn 1540 war mühsam, der Schuldenberg hoch. Seit der Gründung der schweizerischen Benediktinerkongregation im Jahre 1602 erfuhr die Abtei Fischingen allmählich eine beachtliche Blüte. Der Konvent, in der Barockzeit stets rund 30 Mitglieder zählend, hatte einzelne bedeutende Persönlichkeiten, so etwa Abt Joachim Seiler (1672–1688) als schwungvollen Barockprediger und geistlichen Schriftsteller, so Abt Nikolaus Degen (1747–1776), der als hochgemuter Bauherr einen Teil der von Johann Michael Beer von Bildstein großzügig projektierten Klosteranlage in den Jahren 1753–1765 errichten ließ. 1848 wurde ds Kloster vom Kanton Thurgau gewaltsam aufgehoben.

Wie überall wurde den Klostergebäulichkeiten und Inneneinrichtungen seit der Aufhebung arg zugesetzt, hatten sie doch teils als Waisenanstalt, Kinder- und Schulheim, teils sogar als Industrieanlage zu dienen. Der 1879 gegründete Verein St. Iddazell, Eigentümer der Liegenschaften, setzte sich zusammen mit dem Kanton Thurgau für eine Renovation ein, die (wie ihr jetziger verdienstvoller Präsident Eugen J. Haag formuliert), „unter maximaler Wahrung der vorhandenen Substanz, im Sinne und Geist der barocken Erbauer, nach historischen Vorbildern und mit traditionellen Baumethoden den Baukörper für Menschen des 20./21. Jahrhunderts nutz- und benützbar“ machen sollte (S. 12). Das ehemalige Kloster hat heute eine zweifache sinnvolle Funktion: Seit 1977 lebt im Südtrakt eine Benediktinergemeinschaft, der Osttrakt dient als Bildungshaus und Zentrum für religiöse Jugend- und Erwachsenenbildung der Katholischen Landeskirche des Kantons Thurgau.

Zum Abschluß der zwölfjährigen Restaurierungsarbeiten wurde im Herbst 1991 eine Ausstellung über das barocke Benediktinerkloster gezeigt. Von besonderem Erlebniswert für den Besucher war die originelle Konzeption. Denn die Ausstellung bezog die renovierten Barockräume dergestalt ein, daß die Exponate dort zu sehen waren, wo sie ursprünglich auch hingehörten. So wurden etwa die Dokumente zur Klosterverwaltung und Chronistik im prachtvollen Archivraum präsentiert. Im Wappenzimmer der Prälatur lagen die Siegel, Münzen und Glasgemälde mit den Wappenscheiben. Kunst- und Handwerksgegenstände, insbesondere Heiligenbilder und Klostermöbel, fanden sich

im Kreuzgang und den daran liegenden Nebenräumen. Der barocke Neubau mußte 1753 vom Konvent gutgeheißen werden, also lagen die Pläne und Verträge dazu sowie einige hübsche Klosterveduten im Kapitelsaal ausgebreitet. Der ebenfalls vor kurzem renovierte Bibliothekssaal, lange Zeit Schlafräum des Kinderheimes, hat nun wiederum seine ursprüngliche Funktion erhalten. Zwar bleiben die Handschriften und Drucke weiterhin in der Kantonsbibliothek in Frauenfeld, aber einige wertvolle Stücke davon, insbesondere zur Bibliotheksgeschichte, waren in der Ausstellung zu sehen. Inzwischen füllen neuere Bücherschenkungen die leeren Wandschränke wieder auf, der prachtvolle quadratische Raum wird öfters für Vorträge und musikalische Darbietungen genutzt. In solcher Konzeption vermochte die Fischinger Ausstellung Kultur und Kunst, Liturgie und Frömmigkeit des 17. und 18. Jahrhunderts dem Besucher zu einem Gesamtergebnis so zusammenzuschmelzen, daß er etwas vom barocken Lebensgefühl erspüren konnte. Der Ausstellungskatalog, reich illustriert, enthält nicht nur eine Beschreibung der Ausstellungsräume und der darin gezeigten Exponate (S. 239–385), er bietet auch sechs recht unterschiedliche Aufsätze. P. Benno Schildknecht beleuchtet den Fischinger Konvent der Barockzeit, indem er dessen Äbte vorstellt, die Gemeinschaft statistisch, von ihrer Herkunft und bildungsmäßig erfaßt und auf die vielfältigen Aufgaben der Mönche, insbesondere ihre Seelsorge in den Pfarreien, hinweist (S. 27–92). Marianne Luginbühl vermittelt (S. 93–123) einen Überblick über die ehemaligen Buchbestände des Klosters, einige wenige Handschriften, Inkunabeln sowie Drucke des 16. und 17. Jahrhunderts. Das Kloster Fischingen war und ist noch heute Wallfahrtsort und Zentrum des Idda-Kultes. Die Idda-Kapelle birgt bekanntlich mit dem 1496 geschaffenen Kenotaph die Grabstätte der Toggenburger Heiligen. Daß ihr in der Ausstellung ein Ehrenplatz zukam, versteht sich von selbst. So waren denn zahlreiche Dokumente zu ihrer Verehrung aus dem 16. bis 20. Jahrhundert — Bilderzyklen, Votivtafeln, Statuen, Erbauungsbücher, Andachtsgraphiken — vereinigt. Um diese Frau, für Generationen gläubiger Heiligenverehrer ein Vorbild für unerschütterliche Treue zum Ehegatten, weht ein Geheimnis ihrer Existenz, das die Geschichtswissenschaft kaum mehr enthüllen kann. Ob sie nun im 12. Jahrhundert gelebt hat oder gar verwandschaftlich mit den Grafen von Toggenburg verbunden war, ist weniger wichtig als die Tatsache, daß sie als Vorbild und Fürsprecherin bei den Menschen der Umgebung präsent war. Drei Studien im Ausstellungskatalog beschäftigen sich mit der hl. Idda. Um die von Leo Kern in seiner Zürcher Dissertation von 1928 bezweifelte historische Echtheit der Idda-Legende zu beweisen und gleichzeitig den kontinuierlichen Kult zu belegen, erforschte Johann Pfister-Amstutz (gest. 1958) mögliche neue Quellen in Archiven und Bibliotheken und sammelte verschiedenste Kultgegenstände. Darüber berichtet seine Tochter Verena E. Pfister (S. 125–127). Sales Huber zeigt in einer kurzen, aber sehr gehaltvollen Studie „St. Idda in volkscundlicher Sicht“ (S. 195–213), wie sehr diese Regionalheilige „ins Volksbewußtsein eingegangen ist und was alles dieses Bewußtsein gefördert und unterstützt hat“ (S. 195). Pius Rimensberger schießlich spannt unter dem (neubarocken) Titel „Hl. Idda (von Toggenbug) in Fischingen vor einem erweiterten Horizont ... Ein essayistischer und historiographischer Beitrag“ einen sehr weiten Bogen, indem er nochmals die genealogischen Probleme von Iddas Herkunft streift und danach auf einzelne Dokumente aus dem Vatikanischen Archiv hinweist, die freilich für die Vita der Heiligen bedeutungslos, jedoch für den späteren Kult (etwa die sehr späte römische Approbation von 1724 für eine Idda-Verehrung in der Diözese Konstanz) von einigem Interesse sind. Rimensberger nennt die von der Kirche weder heilig noch selig gesprochene Idda sehr zutreffend „eine Lichtgestalt der Legende und eine Schattenfigur der Geschichte“ (S. 137).

Die wirtschaftliche Blüte unserer Zeit und das historische Bewußtsein machen es möglich, „altes und dem Zerbröckeln ausgeliefertes Kulturgut wiederherzustellen und

fachgemäß zu erneuern“ (S. 9). Daß das so renovierte Kloster Fischingen nicht bloß Museum ist, sondern mit geistlichen Menschen, mit Gottesdienst und Chorgebet wiederbelebt werden konnte, verdankt es der Benediktinergemeinschaft und dem für diese sich einsetzenden Verein St. Iddazell (S. 215–222).

Peter Ochsenbein

St. Gallen

PIPPAL M., *Die Pfarrkirche von Schöngrabern*. Eine ikonologische Untersuchung ihrer Apsisreliefs (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Veröffentlichungen der Kommission für Kunstgeschichte, hrsg. v. H. Fillitz, Bd. 1), Wien (Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften) 1991, brosch., 87 Seiten (69 Abbildungen).

Die Autorin, die durch eine Reihe von Untersuchungen — vor allem zur Kunstgeschichte des Hochmittelalters ausgewiesen ist — stellt in ihrer neuesten Arbeit eine „ikonologische“ Untersuchung der Apsisreliefs der niederösterreichischen Pfarrkirche von Schöngrabern (2. Viertel 13. Jahrhundert?) vor. Die vorliegende Publikation baut auf den Ergebnissen eines 1985 stattgefundenen Kolloquiums zum Thema Schöngrabern auf, die in einer eigenen Veröffentlichung (Wien 1987) vorliegen. Die Reliefs von Schöngrabern sind durch die These E. Doberers (1984), wonach sie dem Historismus der frühen Neuzeit zuzurechnen sind, sowohl in ikonographischer als auch in datierungsmäßiger Hinsicht stark in Diskussion geraten. Als Methode für ihre Analyse benützt Pippal in Analogie zur hochmittelalterlichen Bibelexegese die „heilsgeschichtliche Allegorese“ (S. 24), mit deren Hilfe sie versucht, die verschiedenen (allegorischen, anagogischen und tropologischen) Sinnebenen herauszuarbeiten. Die Schöngraberner Plastiken, die kein erzählerisches Kontinuum zeigen, sondern in eine Vielzahl von scheinbar zusammenhanglosen Einzelszenen aufgesplittert sind, kreisen thematisch um die Psychomachie (Seelenkämpfe) und die Erlösung durch Christus (Sündenfall, Inkarnation Christi), abgeschlossen in Christi Wiederkehr am Jüngsten Tag. Klar arbeitet die Autorin die Architektur als den Rahmen des „systematisch strukturierten Programmes“ (23) heraus. In der Einzelanalyse behilft sich Pippal nicht nur mit einer Vielzahl an ikonographischen Vergleichsbeispielen, sondern auch mit dem umfassenden Instrumentarium der Patristik. So etwa sieht Pippal in der eigenartig isolierten Stellung von Adam (dieser nimmt die Frucht direkt vom Baum) und Eva einen Hinweis auf die im Sündenfall vollzogene Spaltung von Fleisch (Eva) und Geist (Adam) (31, 36), die in der Inkarnation Christi und der damit verbundenen Einheit von Fleisch und Geist wieder aufgehoben wird (43). Die Autorin arbeitet weiters zusätzliche Konnotationen der Stammeltern heraus, sie fungieren in Schöngrabern nämlich auch als Träger von Laster; Eva wird als Luxuria charakterisiert, Adam durch Völlerei, Habsucht und Stolz (35, 41). Der schicksalsschweren Aufspaltung des Menschen in Fleisch und Geist steht quasi als heilsgeschichtliche „Antwort“ die von Maria und Jesus gebildete Figurengrupe in der oberen Hälfte des Südjoches entgegen (42). Die Inkarnation des Logos stellt die verlorene Einheit wieder her, Jesus am Schoß Marias ist — so Pippal — durch Blickkontakt an seinen Vater gebunden, der mit der Rechten auf die sechs Wasserkrüge der Hochzeit von Kana (Joh 2,6) und die darin präfigurierte Eucharistie verweist (vgl. zu dieser Typologie: Cyprian, Epist. 63, 12–13; Ambrosius, De virginibus III 1,1, Zitate nach LCI II, 300; seit dem 7. bzw. 8. Jahrhundert werden die *tria miracula*, also Epiphanie, Taufe und Brotvermehrung, die alle am Epiphaniestag gefeiert wurden in der römischen Liturgie verwendet; vgl. LThK 3 (1959) 943; in der Buchmalerei z. B.: Psalter des hl. Ludwig, Leiden, Bibliothek der Rijksuniversiteit, cod. B.P.L. 76 A, fol. 20v). Mit der solcherart vorgetragenen Thematik kann für das Südjoch als eine Art „Generalthema“ das Begriffspaar